



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wandlungen des Ich im Zeitenstrom : 9. Ein idyllisches Ruheplätzchen :
(Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

9. Ein idyllisches Ruheplätzchen

(Fortsetzung)



Am Tage nach der Übergabe stellten sich mir meine beiden Nachbarn zur Rechten und zur Linken vor und erboten sich zu Hilfsleistungen beim Räumen, Nageln und was es sonst für starke Arme zu thun geben könne. Sie waren, wie die ganze Nachbarschaft, evangelisch; meine paar Kirchfinder wohnten in weiterer Entfernung zerstreut.

Der Nachbar zur Rechten war Stellmacher; von ihm weiß ich weiter nichts zu melden, als daß er einmal ein Bein brach und die Zeit der Genesung, wo er für sein Handwerk noch nicht fest genug stand, dazu benutzte, sein Dach umzudecken. Er that es ganz allein, ohne einen Gehilfen, und zwar war gerade Winterszeit, aber ein wunderbar warmer und trockner Winter. Es ging natürlich langsam, da er täglich nur ein paar Dutzend Schindeln amagelte, so weit er von seiner Leiter, wie sie gerade stand, reichen konnte, aber schließlich wurde er doch fertig; richtige Landleute nehmen sich zu allem Zeit und werden mit allem gut fertig.

Viel interessanter war der andre, Grüttner-Gottlieb, ein großer, starker, plumper Mann mit einem dicken, roten, freundlich grinsenden Gesicht; Hosen und Sacke hingen ihm, im Sommer wenigstens, wo „seine“ keine Zeit zum Flickeln hatte, in Lappen vom Leibe. Mein Vorgänger hatte ihm oft gesagt: Gottlieb, wenn der Wind mal richtig in die Löcher Ihrer Kleider fährt, dann fliegen Sie als Luftballon fort. Wir begrüßten uns fast täglich am Gartenzaun, des Morgens, wenn er aufs Feld hinausging, wie des Abends, wenn er zurückkehrte. Herr Forr, pflegte er zu sagen, niemand hots besser wie Sie uf der Welt; Sie kriegen jeden ersten Ihr Gewisses und brauchen sich bei niemandem zu bedanken. Aber, fügte er gewöhnlich hinzu, in Ihrem Hause möchte ich nicht wohnen; hinter den eisernen Gittern, da käm ich mir ja vor wie im Gefängnis. Einmal setzte er keuchend seine Radwer*) nieder und sagte: Sehn Se, ich und das Weib hie (es war trotz ihrer fünfzig Jahre eine hübsche

*) Schubkarren.

und stattliche Frau), wir radern uns, daß uns jeden Abend alle Knochen im Leibe weh thun; aber gesund wärs uns, wenn wir außerdem noch täglich eine Tracht Prügel kriegten — für unsre Dummheit. — Wieso? — Ja, haben Sie denn noch nicht bemerkt, daß wir den ganzen Mist auf der Radwer hinausfahren, und die ganze Ernte auf der Radwer hereinfahren? — Warum thun Sie denn das? — Nu sähn Se; unser Vater hat doch dem Franze hie (das war mein Gegenüber) das Gut vermacht, und mir hat er eine Ackerstelle herausgeschnitten. Na, a bissel gewirmt hat michs zwar, weil ich der Ältere bin, aber beide konnten wir doch das Gut nicht kriegen, und so hab ich mich drein gefunden. Aber wer sich nicht drein gefunden hat, das ist das verpuchte Weib hie, und Franzens seine, das ist ein hochmütiges Ding, und weil sie Bäuerin ist, so verachtet sie meine, die bloß eines Stellenbesitzers Weib ist, und so haben uns die verdammten Weiber aus einander gebracht, seit zwanzig Jahren haben wir einander nicht gegrüßt und nicht gedankt. Wenn ich nun mit den Kühen hinausfahren wollte auf meinen Acker, so müßte ich doch auf meines Bruders Wege fahren, und da müßte ich ihn um Erlaubnis bitten. Das leidet meine nicht, und so müssen wir halt mit der Radwer fahren. Na, wenn ich nur mei Pfeifel habe (es hing ihm den ganzen Tag aus dem Maule herunter) und meinen Schnaps, denn das ist meine einzige Freude, so will ich mich gerne abrackern. — Aber Schnaps, sagte ich, sollten Sie doch nicht regelmäßig trinken, da verkürzen Sie ja Ihr Leben. Darüber lachte er so unbändig, daß er sich die Thränen abwischen mußte. Als er wieder zu Atem kam, sagte er: Dos verstiehn Se nee, Herr Forr! Mein Vater hat gesoffen und ist in guter Gesundheit achtzig Jahr alt geworden, und ich gedenke bis zu meinem neunzigsten Jahre zu saufen. Ich bin jetzt sechzig Jahre durch, habe in meinem Leben noch keinen Strumpf an die Füße bekommen, weiß nicht, was Krankheit, was Zahnweh, was Reißen heißt, und habe Kräfte wie ein Bär. — Übrigens hatte er noch eine dritte Lebensfreude (die zarteren Freuden: Weib und Kinder, werden als selbstverständlich oder aus einem gewissen Schamgefühl nicht erwähnt): das Orgelspiel. Er war sehr tüchtig im Generalbaß — andre als bezifferte Stücke mochte er gar nicht spielen —, vertrat manchmal den Kantor in der Kirche und hatte sich selbst an Winterabenden ein Positiv zusammengeboffelt, auf dem er manchmal ein Stündchen herumfingerte. Als Franzens Frau starb, versöhnten sich die Brüder. Das Ereignis traf glücklicherweise in die geeignetste Zeit, um Fasching, wo sie mit dem Dreschen fertig waren und noch nicht aufs Feld hinauskonnten; so saßen sie denn jeden Mittag und Abend zusammen, und zwar bei Gottlieben, wo es ihnen die Frau gemüthlich machte, zur Freude von Franzens Söhnen, die sich unterdessen mit den Mägden vergnügten, begossen die Versöhnung und gingen selig zu Bett.

Das freundnachbarliche Anerbieten der beiden Männer nahm ich natürlich

mit Dank an, war aber im Zweifel, ob man solchen Grundbesitzern ein Trinkgeld geben könne, ohne sie zu beleidigen, und ging zum Kantor, dessen Häuschen hinter der Kirche liegt, um ihn zu befragen. Der lachte nicht wenig und sagte: Merken Sie sich ein für allemal, daß es Ihnen auf dem Dorfe kein Mensch, und mag's der Großbauer sein, übel nimmt, wenn Sie ihm einen Böhmen schenken. Das habe ich dann auch reichlich Gelegenheit gehabt wahrzunehmen, und außerdem noch, daß die Landleute, weit entfernt davon, sich durch Geschenke beleidigt zu fühlen, solche vielmehr gleich den altorientalischen und altgermanischen Königen als eine Ehre betrachten. Drei Wochen nach meiner Ankunft feierte mein jüngster Bruder seine Primiz bei mir. Während des Hochamts wollte der Kirchvater ein Opfer für ihn sammeln; das verwehrte ich ihm, weil es mir wie eine unanständige Bettelei vorkam. Da sagte der Mann ganz verblüfft und entrüstet: Was soll man von Ihnen denken, daß Sie Ihrem Herrn Bruder nicht mal die Ehre gönnen! An Weihnachten dann teilte ich den Schulkindern die stiftungsgemäßen Weihnachtsgaben aus. Nur drei, der Sohn des Schmieds und die beiden Töchter des Pferdehändlers bekamen nichts, weil sich ihre Eltern in guten Verhältnissen befanden. Da führte die Mutter der beiden Mädchen beim Kantor Beschwerde. Es ist doch häßlich, sagte sie, daß er unsern Mädchen nichts gegeben hat; und wenns nur zwei Groschen gewesen wären, man hätte sich doch die Ehre gerechnet! Später, als ich wahrnahm, wie sich unsre Bauern für diese Auffassung nicht bloß auf die altorientalischen Fürsten, sondern auch auf neugermanische hohe Kreise berufen können, sind mir manchmal Zweifel darüber aufgestiegen, ob wir kleinbürgerlichen Leute, die wir uns nichts schenken lassen wollen, nicht vielmehr große Eitel als feinfühlig, ehrliebende Menschen genannt zu werden verdienen.

Und noch eins, fügte der Kantor hinzu, merken Sie sich. Wollen Sie im Dorfe angesehen sein und mit den Leuten auf freundschaftlichem Fuße stehen, so müssen Sie stets eine große Pulle Gemengten (Schnaps) im Schranke stehen haben und jedem, der bei Ihnen zu thun hat, ein Glas einschenken. Dieser Rat kam mir nun zwar höchst anstößig vor, aber ich befolgte ihn doch, und Gottliebens gute Lehren, die Seligkeit, die mir aus den verklärten Gesichtern der alten Weiber entgegenleuchtete, wenn sie ein Glas Schnaps kriegten, und das ganze Dorfleben überwandten sehr bald alle meine Bedenken. Mit Dorfleuten hatte ich ja, als geborner Kleinstädter, schon in der Kindheit verkehrt, noch mehr auf meinen bisherigen Stationen, wo überall ländliche Gemeinden eingepfarrt waren, aber als Kind versteht man nicht zu beobachten, und später hatten mich die Vorurteile des Bücherwurms und des Theologen nicht selten zu falschen Urteilen verführt. Jetzt war ich von der Narrheit befreit, aus Büchern erfahren zu wollen, was die Welt im Innersten zusammenhält, und die Theologie war mir ein Greuel. Jetzt fand ich, daß probiren über studiren gehe, und daß es kein vernünftigeres Leben gebe als das Bauern-

leben. Demgemäß berichtigte ich auch den amtlich überkommenen Begriff der Volksfittlichkeit, worin das Wort Volk die Kleinbürger, Bauern und Lohnarbeiter bezeichnet. Man versteht darunter bekanntlich, daß die Leute fleißig, ordentlich und sparsam sind, nicht spielen, nicht trinken, keine geschlechtlichen Sünden begehen und nicht stehlen. Der Begriff ist ja nun im allgemeinen richtig; irrig ist bloß die Auffassung, wonach sich diese Art Volksfittlichkeit mit der christlichen Moral decken soll (in Wirklichkeit ist diese bürgerliche Moral immer und überall dieselbe gewesen, nicht bloß bei Christen, sondern auch bei Juden, Griechen, Römern, Chinesen, Indern und Türken), und die Meinung, es geschehe dem Volke ein Dienst damit, wenn man jene Moral möglichst rigoros auffaßt und zugleich erzwingt. Dort, wo die wirtschaftlichen Bedingungen dafür vorhanden sind, ergiebt sie sich ohne geistliche Beihilfe und ohne obrigkeitlichen Zwang ganz von selbst, und will man sie dort, wo diese Bedingungen fehlen, erzwingen, oder dort, wo sie vorhanden ist, einen über das Maß der durchschnittlichen fittlichen Kraft hinausgehenden Grad erzwingen, so richtet man nur Unheil an. In Beziehung auf Fleiß, wirtschaftliche Ordnung und Sparsamkeit ließen die Harpersdorfer gar nichts zu wünschen übrig, wie die Bewohner aller der wohlhabenden und glücklichen Dörfer ringsum; sie waren in dieser Beziehung so, wie die Bauern aller Länder und Zeiten, die Bauern des Homer und des Aristophanes, des Cato, Virgil und Juvenal, die chinesischen, indischen und türkischen Bauern gewesen sind und noch sind, so lange sie nicht durch Krieg oder verkehrte Regierungsmaßregeln oder Steuer- und andern Druck in ihrem Wirtschaftsleben gestört oder gar zu Grunde gerichtet werden. So unveränderlich wie die Natur der Biene und der Ameise ist die des Bauern. Man sollte meinen, der Militär- und Schuldrill, das Zeitungslesen, die zahlreichen städtischen Einflüsse, die den heutigen Bauern bestürmen, die müßten seine Natur schon längst von Grund aus verändert haben; aber mit wunderbarer Zähigkeit hat er bis jetzt noch diesen zersetzenden Einflüssen Stand gehalten. Zwar fand Niehl schon vor dreißig Jahren, daß die badischen Bauern eigentlich keine Bauern mehr seien, und es ist wahr, sie tragen Vatermörder, sie reden einander Herr Bürgermeister und Herr Gemeinderat an, sie thun furchtbar gebildet und vor allem, sie sind „liberal“ und „aufgeklärt“; aber als Landwirte sind sie trotz alledem den uralten bäuerlichen Grundsätzen und Gewohnheiten treu geblieben und zeigen den allbekanntesten Bauerncharakter. Also fleißig, wirtschaftlich und sparsam bis zum Geiz*) waren die Harpersdorfer wie alle Bauern der Welt. Ein liederlicher Wirt war eine solche Seltenheit, daß man mit Fingern auf ihn zeigte, denn das ist auch ein

*) Doch konnten sie unter Umständen auch freigebig sein: als der neue Pastor einzog, fand er seine gute Stube sehr schön ausmöblirt. Die benachbarten Probsthainer beschloßen eines Tages, ohne jede Anregung von oben, ein neues Schulhaus zu bauen, und zwar müsse dieses das schönste Haus im Dorfe werden. Es fiel auch sehr stattlich aus.

Vorzug des Landlebens, jedermann weiß, wie es um jedermanns Wirtschaft steht, sieht man es doch an seinem Acker, seinem Garten, seinem Vieh, seinen Gebäuden, seinen Geräten und bei einem Blick in seinen Hof. Ich erinnere mich aus den vier Jahren meines Harpersdorfer Aufenthalts nur eines einzigen schlechten Wirts, und das war unglücklicherweise der Halbbauer meiner kleinen Gemeinde. Er war eigentlich nicht liederlich, sondern bloß unaussprechlich dumm. Er mußte in seiner Jugend einmal auf den Kopf gefallen sein, denn von Natur sind dort die Leute nicht dumm. Er büßte seinen kleinen Hof ein und mußte sich als Knecht verdingen. Als ich ihm das erstemal nach diesem Wandel begegnete und nach seinem Befinden fragte, antwortete er, mit seinem ganzen breiten Gesichte lachend: Gutt gieht mersch, Herr Forr! Sußte (sonst) mußte ich jeden Sunnobend a poar Thoaler Lohn auszoahlen, und igt krieg ich Sunnobends en Thoaler. Der reine Hans im Glück! Hazardspiele waren unbekannt. Branntwein trank jeder, und bei festlichen Gelegenheiten heiterte man sich an, aber einen Trunkenbold gab es nicht.

Alle geistlichen Predigten, alle gelehrten Abhandlungen der Mediziner über die Wirkungen des Alkohols und alle Kriminalstatistiken machen mich an der aus dem Leben geschöpften Überzeugung nicht irre, daß ein dem Lebensalter, der Körperkonstitution und der Lebensweise angemessener Alkoholgenuß nicht nur nichts schadet, sondern der Gesundheit zuträglich ist. Verwerflich ist es natürlich, Kindern Schnaps zu geben oder junge Leute zum regelmäßigen Schnapsgenuß zu verführen. Von selbst, ohne Verführung, verfallen sie gar nicht darauf; ihrem eignen Geschmack überlassen, werden sie Wasser, Milch, Limonade, leichtes Bier vorziehen. Wenn junge Leute ganz allgemein alkoholhaltige Getränke genießen, oder wenn Stubenhocker regelmäßigem Schnaps- oder Biergenuß ergeben sind, der ihnen nicht taugt (den Schneider verdirbt's, den Schmied kurirt's!), so kommt das gewöhnlich daher, daß es ihnen an dem Getränk fehlt, das ihre Natur verlangt. Jedes Alter, sagte ein alter frommer Gymnasiallehrer, wenn er sein Schöppli trank, soll das trinken, was ihm zukommt: das Kind Milch, der Süngling Bier, der Mann Wein, der Greis Schnaps; mit der abnehmenden natürlichen Wärme muß natürlicherweise die künstliche Wärmezufuhr steigen. Außer dem Lebensalter kommt selbstverständlich auch die Lebensweise in Betracht. Dieselbe Menge Alkohol wirkt sehr verschieden, je nachdem sie bei großer körperlicher Anstrengung im Freien oder beim Sitzen in einem schlecht gelüfteten Zimmer genossen wird. Werden vier bis sechs Gläser Bier beim Stillsitzen getrunken, so schadet die Überladung des Magens mit Flüssigkeit noch weit mehr als der Alkoholgehalt, während dieselbe Menge wohlthätig wirkt, wenn sie, z. B. bei einer anstrengenden Fußpartie im Sommer, bloß zum Ersatz des vergoffenen Schweißes dient. Den Südländern braucht niemand Mäßigkeit zu predigen; mitten im Wein drin sitzend, bleiben sie die mäßigsten aller Menschen und kühlen ihre Eigenwärme

mit Eiswasser und Fruchtsäften. In den nördlichen Ländern, wo das Einheizen nötig ist, sind es außer dem Proletariereleid besonders zwei Ursachen, die immer wieder zeit- und stellenweise zur Überschreitung des Maßes im Alkoholgenuß drängen. Die eine ist das Wetter, das an 200 von 365 Tagen die Erholung im Freien entweder unmöglich oder unangenehm macht und dazu zwingt, sie in geschlossenen Räumen zu suchen. Da nun zur Erholung auch die Geselligkeit gehört, die Wohnungsverhältnisse bis hoch in den Mittelstand hinein nicht darauf eingerichtet sind und die Stätten gemeinsamer kostenloser Erholung, für die bei den Griechen und Römern trotz des mildern Klimas so reichlich gesorgt war, bei uns gänzlich fehlen (von allen deutschen Städten hat das einzige München in seinen Arkaden eine freilich viel zu kleine Wandelbahn für Regenwetter, und die Berliner Passage ist doch nur eine armselige Nachahmung der Galeria Vittorio Emanuele in Mailand), so bleibt dem Deutschen nichts übrig, als bei schlechtem Wetter in die Aneipe zu flüchten, und die Gewohnheit bewirkt dann, daß er es schließlich auch bei gutem thut. Ich pflege bei schlechtem Wetter ein halbes Stündchen in einer Bahnhofshalle zu wandeln, das wird wohl aber nicht mehr lange geduldet werden, wenn die Humanität der Bahnverwaltungen in der angenommenen Richtung fortschreitet. Als Vorzeichen sehe ich es an, daß seit einem Jahre die Bänke aus der Halle verschwunden sind, auf denen es sich früher die Reisenden vierter Klasse bequem machen konnten. Die englischen Volkspaläste, die deutschen Vereinshäuser sind Anfänge, aber eben nur schwache Anfänge einer Fürsorge für das Volk in dieser Beziehung. Daß nun in unserm Klima die Gastwirte mit alkoholischen Getränken bessere Geschäfte machen als mit Limonade und Eis, versteht sich von selbst, und so verstärkt ein Grund den andern. Das andre ist die Ehrfurcht vor den Leistungen des starken Trinkers, die der gebildeten Jugend durch weisevolle Trinkgebräuche und unzählige Dichtersprüche anerzogen wird. Von der Berechtigung der poetischen Verklärung des Trinkens als einer Quelle geistiger Anregung habe ich früher schon gesprochen; was aber die Ehrfurcht vor dem starken Trinker betrifft, so leidet die meistens an einer bedauerlichen Unklarheit; sie gilt nämlich gewöhnlich der starken Leistung, während nur die starke Konstitution darauf Anspruch hat. So lange selbst bei den zivilisirtesten Völkern die Hochachtung nicht auf das Verdienst beschränkt, sondern auch unverdienten Vorzügen: der hohen Geburt, dem ererbten Reichthum, der Schönheit und Körperkraft gezollt werden wird, so lange wird man auch den Mann ehrfurchtsvoll bewundern, dem der Genuß von drei Litern starken Weines weder die Klarheit der Gedanken trübt noch die Füße zum Wanken bringt. Dagegen verdient ein Mensch, der gewohnheitsmäßig oder auch nur öfter mehr trinkt, als er verträgt, nicht Achtung, sondern Verachtung. Man wird es daher zwar dem deutschen Süngling nicht verargen dürfen, wenn er seinen Leib auch in dieser Beziehung auf seine Tragkraft prüft und wenn dabei einige Proben miß-

lingen, aber man muß ihm sagen, daß, nachdem er sein Maß gefunden hat, fernere Überschreitungen grobe Pflichtverletzung sind, und daß ihm täglicher reichlicher Biergenuß auch dann schadet, wenn die Berauschung vermieden wird. Ich lasse daher die Trunkenheit auch nicht als mildernden Umstand bei Verbrechen gelten: wer sich mit Bewußtsein seines Bewußtseins beraubt, der ist für alle Folgen verantwortlich, und ich billige es, daß man Trunkenbolde unter Vormundschaft stellt; sobald ein Familienvater durch Trunk seine Familie zu ruinieren anfängt, sollte bei Wohlhabenheit die Vermögensverwaltung der Frau übergeben, bei Armut der Mann zwangsweise zur Arbeit angehalten und der Möglichkeit, Geld auf Branntwein zu vergeuden, beraubt werden. Dagegen halte ich die auf gänzliche Ausrottung des Alkoholgenusses gerichtete Bewegung für unsinnig und schädlich. Für unsinnig deswegen, weil ihre Übertreibungen mit der ganzen Weltgeschichte und mit der täglichen Erfahrung im Widerspruch stehen. Auf Noahs Rausch sind Milliarden Rausche gefolgt; trotzdem ist das Menschengeschlecht nicht ausgestorben, hat in den 5000 Jahren, die seitdem allermindestens verflossen sind, gar manchen Puff ausgehalten und vermehrt sich jetzt in so bedenklicher Weise, daß der Malthusianismus täglich neue Anhänger gewinnt. Und daß mäßiger Alkoholgenuß ein Volk nicht degeneriert, beweist das Aussehen der Männer der höchsten Stände, die fast ausnahmslos täglich Wein trinken. An der proletarischen Entartung sind die bekannten Ursachen schuld, zu denen allerdings gewöhnlich der Alkoholismus, das Verderben beschleunigend, hinzutritt. In den Zeiten unvernünftigster und unanständigster Unmäßigkeit, so von 1500 bis 1700, wäre eine großartige Mäßigkeitsbewegung angezeigt gewesen, heutzutage aber ist eigentlich nur noch der übermäßige Biergenuß mancher Studentenverbindungen bedenklich. Wo in Proletariatskreisen der Schnapsteufel Unheil anrichtet, da können nicht Mäßigkeitsvereine helfen (sie haben, trotz der aufopfernden und wahrhaft heldenmütigen Thätigkeit ihrer Begründer, auch in Oberschlesien auf die Dauer nicht geholfen), sondern nur jene durchgreifende Änderung der wirtschaftlichen Lage des Proletariats, die schon zu oft beschrieben worden ist, als daß es nötig wäre, sie noch einmal zu beschreiben. Von bäuerlichen Kreisen sind mir nur einige Weingegenden bekannt, wo am Sonntagabend die ganze Gemeinde berauscht ist, aber da betrinken sie sich eben nicht an Schnaps, sondern an Wein. Daß von Bauern dem Schnaps im Übermaß gehuldigt würde, kommt wohl nur in verarmten Gegenden vor, wo also wiederum nur eine durchgreifende Umgestaltung der wirtschaftlichen Lage helfen kann. Daß von den sogenannten gebornen Verbrechern sehr viele Alkoholiker zu Vätern haben, glaube ich gern, denn verkommene Proletarier sind fast immer auch Alkoholiker. Aber nicht sowohl deswegen sind die Kinder verdorben, weil ihre Väter Schnaps getrunken haben, als weil sie einem ungesunden Stamm entsprossen und in einer verpesteten Umgebung aufgewachsen sind. Das durch Alkoholgenuß zerrüttete

Gehirn ihrer Väter ist nur ein Teil der unglücklichen Erbschaft, die sie angetreten haben, und deren Wucht sie ins Verderben ziehen mußte. Auch dieses glaube ich gern, daß von den Verbrechen, die alljährlich abgeurteilt werden, sehr viele auf Rechnung des Alkoholenusses kommen, aber der ursächliche Zusammenhang zwischen Rausch und Verbrechen ist nicht so zu verstehen, als ob der Rausch zu allen möglichen Schandthaten aufgelegt machte, sondern er hebt nur die Selbstbeherrschung auf, und das ist allerdings ein Unglück für den Armen in einer Zeit, wo er einer beinahe übermenschlichen Selbstbeherrschung und der gespanntesten Aufmerksamkeit bedarf, um nicht in eine der unzähligen Fußangeln, die seinen Weg umstellen, hineinzutappen.

In Harpersdorf war die Bevölkerung, obwohl jeder sein Glas trank, kerngesund, die Frauen, Mädchen und Kinder waren bildhübsch, die Männer tüchtig, und die Tagelöhnerinnen, denen ein kleiner Schnaps- oder Groggenuß als höchste Seligkeit galt, wurden neunzig Jahre alt und jammerten, daß sie unser Herrgott gar vergessen zu haben scheine. Ich selbst habe in jüngern Jahren nur ausnahmsweise Bier und Wein getrunken, hie und da, z. B. auf Ausflügen, einen Likör oder ein Gläschen Korn. Mit zweiundvierzig Jahren kam ich nach Süddeutschland, und da ich ein paar Jahre hindurch im Gasthause aß, war ich täglich gezwungen, Bier oder Wein oder beides zu trinken. Später habe ich, je nach Umständen, abwechselnd die Milch- und Wasserdiät oder die Wein- oder Bierdiät beobachtet und mich, obwohl von schwächlichem Körperbau und mit einem schwachen Magen behaftet, bei allen Arten von Diät gleich wohl gefühlt. Man soll die jungen Leute anleiten, ihrer Natur zu folgen, d. h. dem Körper zu gewähren, was ihm heilsam, und zu versagen, was ihm schädlich ist. Was aber heilsam oder schädlich sei, das erkennt man an der Arbeitsfähigkeit, die täglich ungeschwächt erhalten werden muß; und das Heilsame und Schädliche ist nicht für alle und unter allen Umständen dasselbe. Die Menschen zur Selbständigkeit erziehen, das ist auch in dieser Beziehung unendlich viel mehr wert, als sie zu Schafen machen, die jedem Leithammel oder Heiland nachlaufen; sind doch nach den Temperenzlern, Vegetarianern und Wasserfanatikern schon andre gekommen, die uns sagen, man dürfe auch keine Hülsenfrüchte und Gemüse und kein Brot, sondern nur rohe Getreidekörner genießen, und wieder andre, die sagen, Baumfrüchte seien die einzige naturgemäße Nahrung, weil unsre Vorfahren Affen gewesen seien; muß doch jeder solche Unsinn „wissenschaftlich“ begründet werden. Ich meine, jeder soll essen und trinken, was ihm schmeckt und gut bekommt, wenn er das Geld dazu hat, und soll sich nicht mit diätetischen Grübeleien zum Hypochonder machen; kein Chemiker, Physiologe und sonstiger Mann der Wissenschaft kann uns so gründlich belehren und so zuverlässig leiten, wie unser eignes Befinden. Natürlich kann nur der wirtschaftlich Unabhängige so selbständig handeln. Aber nicht bloß für unsinnig, sondern auch für schädlich halte ich die übertriebne Agitation gegen den Alkohol.

Was immer für Lebenszwecke auch die Theologen, Moralisten und Staatsmänner dem Menschen aufdrängen mögen, dieser hat keinen andern Daseinszweck als sein eignes Glück. Einen höhern und höchsten Lebenszweck mag der Mensch immerhin als Christ und Patriot im Auge behalten, aber fürs Handeln giebt der nicht den Ausschlag. Wäre es anders, so würden sich die Geistlichen nicht um die besten, sondern um die schlechtesten Stellen reißen und niemals eine Gehaltsaufbesserung verlangen. Die Bestandteile des Glücks sind bei den verschiedenen Menschen sehr verschieden, und der Gebildete und Wohlhabende erfreut sich einer reichen Fülle solcher Bestandteile, während dem gemeinen Manne nur wenige zur Verfügung stehen. Wenn nun schon der vornehme Mann auf die Verbesserung und Hebung seiner Stimmung durch einen guten Trunk nicht ganz verzichten mag, welche Grausamkeit würde es da sein, diesen Glücksbestandteil dem gemeinen Manne zu entziehen! Will man ihm etwas gutes erweisen, so Sorge man nur für einen bessern Stoff und liefere ihm Wein statt Schnaps! In der Stadt und in den Industriebezirken hätte ja noch sehr viel andres für das Glück der Bevölkerung zu geschehen, die Häuslichkeit und die Räume für Geselligkeit und Erholung wären so zu gestalten, daß der Alkohol keine wesentliche Bedingung mehr für die Gemüthlichkeit wäre, auf dem Lande aber ist weiter nichts nötig, als daß man die Leute ungeschoren läßt. Es läßt sich nichts widerlicheres denken als die Zustände in den nordamerikanischen Temperenzstaaten: diese Herrschaft dummer Fanatiker und Fanatikerinnen, diese Heuchelei, mit der der heimliche Suff verborgen wird, diese groben Betrügereien, mit denen die unvernünftigen Verbote unter Beihilfe der Behörden umgangen werden, und schließlich die entsetzliche Uede eines wirklich nüchternen Volkes, das weder durch Kunst, noch durch Wissenschaft, noch durch edlere Leidenschaften, noch vom Weine, sondern nur noch durch den Kurs der Aktien aufgeregt wird! Alle großen Entschließungen werden im Rausche der Begeisterung gefaßt, der freilich kein Weinrausch zu sein braucht, den aber ein Glas Wein auch nicht beeinträchtigt. Die Ausföhrung dann freilich erfordert einen klaren Kopf, aber die Köpfe sind verschieden; der des Sokrates war noch klar, wenn schon alle seine Schüler unter dem Tische — oder vielmehr bewusstlos auf ihrem Trinksofa lagen. Und haben sich Luther, Goethe, Bismarck mit Wasser begnügt? Man denke sich bei allen patriotischen Festen und Kommerzsen, bei allen Parteiverksammlungen, bei allen Hochzeiten und Bällen der vornehmen Welt, bei allen Hofgesellschaften die Tische mit nichts als Wasser und Buttermilch versehen — ein wie andres Gesicht würde die ganze Gesellschaft und auch die Politik annehmen! Weit stiller würde es zugehen im alten Europa, aber würde viel klügeres und besseres dabei herauskommen?

In geschlechtlicher Beziehung herrschte nicht jene Zügellosigkeit, die beim pommersehen Hofgängerwesen, in den ergastulis mancher Großgrundbesitzer und

vielleicht auch in manchen verarmten und deshalb verlotterten Bauernschaften Westdeutschlands unvermeidlich sein mag, aber natürliche Dinge wurden mit der den Naturkindern eignen Unbefangenheit besprochen, alte kranke Frauen enthüllten einem, wenn man nicht heftig abwehrte, ihre verborgnen Schäden, und wenn die Jugend einmal die Grenze des Erlaubten überschritt, so machte man nicht viel Aufhebens davon. Das Familienleben litt darunter nicht im mindesten. Unglückliche Ehen bildeten eine seltne Ausnahme. Auf dem Lande weiß man es ganz genau, nicht bloß wie es um eines jeden Wirtschaft, sondern auch wie es um eines jeden Ehe steht. Stimmen ein Paar Eheleute nicht mit einander, so sagen sie sich das von Zeit zu Zeit so laut und so deutlich, daß es nicht allein das Gefinde, sondern auch die Nachbarschaft hört. Ihr Zornwürfnis vor der Welt zu verbergen und einander in der Gesellschaft Artigkeiten zu sagen und Aufmerksamkeiten zu erweisen, fällt ihnen gar nicht ein. Die Ehe ist bei der Bauerschaft so tief und fest gewurzelt, daß sich die Gesetzgeber und Sittenprediger alle Sorge und Mühe darum ersparen können. Der deutsche Bauerhof ist nicht denkbar ohne Kuhstall, und der Kuhstall kann auf die Dauer nicht gedeihen ohne Bäuerin. Auch ist eine Hausfrau nötig, die für den Bauer und das Gefinde die Mahlzeit bereit hält, wenn sie vom Felde kommen,*) und endlich muß der Bauer einen rechtmäßigen Sprößling haben, dem er den Hof vererbt. So ist die Notwendigkeit der Ehe und zugleich eine Arbeitsteilung gegeben, die von vornherein ein gesundes Verhältnis zwischen den beiden Gatten begründet. Die Kleinbäuerin muß sogar mit dem Mann aufs Feld und bei allen Verrichtungen, die zwei Personen erfordern, den Knecht ersehen. Zu Mittag geht sie eine Stunde vor dem Manne heim, um Feuer anzumachen und die Kartoffeln „zuzusetzen,“ denn die sind, außer Sonntags, die tägliche Kost, weil die Frau keine Zeit hat, Fleisch zu kochen oder zu braten. So ziehen sie buchstäblich an einem Joch mit einander und gewöhnen sich an einander wie ein Gespann Pferde, Kühe oder Ochsen. Beim städtischen Kleinhandwerker erzeugt die Zusammenpferchung von Mann, Weib, Kindern und Lehrjungen in einen engen, ungemütlichen Raum bei unerfreulicher Arbeit oft eine so giftige Stimmung, daß des Gekeifs und Geraufs kein Ende ist. Auf dem Lande, wo sich alles im Freien tummelt, kann eine solche Stimmung gar nicht aufkommen. Nur in der Zeit zwischen Ausbruch und Frühjahrbestellung findet sich manchmal üble Laune ein, die man wohl mit Schnapsglas und Kartenspiel zu vertreiben sucht, und will der Winter nicht weichen, dann schauen Bauer und Bäuerin unzähligemal verdrießlich und sehnsüchtig zum Fenster hinaus. Leider ist die Winterruhe länger und öder geworden, seit zuerst das Spinnrad und dann sogar der Dreschflügel den Abschied be-

*) Unfre heutigen Herren „Rustikalen,“ die sich schämen würden, selbst hinter dem Pfluge zu gehen, sind keine richtigen Bauern mehr.

kommen haben. Das überhandnehmende Zeitungs- und Bücherlesen schafft einen Ersatz von zweifelhaftem Werte. Jene feinern Seelenregungen, Einbildungen, Grillen und — Dummheiten, die dem Romanschreiber den Stoff für Verwicklungen liefern, sind in der Bauernwelt nicht vorhanden. Ernste Zernwürfnisse treten daher fast nur dann ein, wenn der Mann ein Wirtshausläufer, oder die Frau eine schlechte Wirtin, oder eins von beiden untreu ist, und das kam eben in jener Gegend selten vor. Bloße Temperamentsfehler müssen schon sehr arg sein, wenn sie bei der bäuerlichen Lebensweise und Dickfelligkeit die Gatten auseinanderbringen sollen.

Die zarten Blümlein der Sentimentalität gedeihen nun freilich nicht auf diesem Boden, wohl aber manchmal eine starke Liebesleidenschaft*) und sehr oft rührende Anhänglichkeit und Treue, namentlich bei solchen Paaren, die jung geheiratet haben, denn nur solche leben sich ganz in einander ein. Es kommt wohl vor, daß, wenn ein solcher Philemon krank wird, seine Baucis sich zu ihm ins Ehebett legt und sich mit ihm versehen läßt, weil sie überzeugt ist, daß sie „den Vater“ nicht überleben wird. Ein Musterehepaar waren auch mein Kirchvater Säkel und „seine.“ Er, der Christian, ein unansehnlicher Mann mit einem von vielen Falten durchfurchten Gesicht und in vor-sintflutlicher Kleidung. Großartig sah er in seinem schiefergrauen Sonntagsrock aus, dessen Schöße bis auf die Erde reichten, und dessen Puffärmel den Reiz unsrer fünfundneunziger Dämchen erregt haben würden. Quer über den Rücken lief ein Riß — es muß ein starker Nagel gewesen sein, der dieses filzartige Tuch zu zerreißen imstande gewesen war —, den „seine“ mit gelbgrauem Bindfaden zugenäht hatte; in kühnen Stößen war ihre heugabelgewohnte Rechte mit dem ungewohnten winzigen Instrument hin- und hergefahren, und kreuz und quer, *эвѣа хал эвѣа*, lagen die Stiche umher wie eine aztekische Inschrift. Sie nun, die Kathrin (auf der ersten Silbe zu betonen), war ein äußerst schmuckes Weib mit einem Teint wie Milch und Blut, Grübchen in den roten Wangen und stets heiter lachend neben ihrem Brummbar von Christian, der zur Wahrung seiner Würde seine Gutmütigkeit und seinen Pantoffelgehorsam hinter einem möglichst grimmigem Gesicht zu verbergen suchte. Jedes war stolz auf das andre, und wenn sie mit einander in die Kirche gingen, so schielten sie verstohlen herum, sie, ob auch ihr Christian mit der schönen Naht, er, ob auch seine schöne Kathrin gehörig bewundert würde. Jeden Sommer kamen sie zweimal mit ihren Röhren, das Heu und das Grummet meines Obst-

*) Die zu einem tragischen Ende führt, wenn sie nicht in der Richtung der Familienpolitik liegt. Diese giebt bekanntlich meistens den Ausschlag. An einem andern Orte erfuhr ich einmal, daß der Bräutigam, den eine Familie der Gemeinde für die Tochter, ein braves und schönes Mädchen, ausgesucht hatte, grundhäßlich und dabei ein Säufer, Spieler usw. sei. Als ich der Mutter mein Bedauern darüber aussprach, erwiderte sie: *Э ну, wenn о (auch) der Kerl nicht taugt, kriegt se doch а шле (schönes) Gutt.*

gartens zu holen. Wenn sie aufgeladen hatten, tranken sie mit uns Caffee. Und dabei machte die Kathrin jedesmal einen Witz. Ehe sie die Butter anschnitt, gestikulirte sie vorher mit dem Messer herum, als fürchtete sie sich davor, und sagte mit schlauem Augenzwinkern: Ich mag nämlich keene fremde Butter! (Sie war unsre Lieferantin; zwar war ihre Butter so furchtbar gefalzen, daß wir sie kaum essen konnten, und wir thaten uns daher manchmal ein Pfund vom Dominium zu gute, aber ich habe es niemals übers Herz gebracht, ihr das zu sagen.) Und wenn ich nicht genug lachte, sie daher nicht recht sicher war, ob ich den Witz begriffen hätte, gab sie mir einen Rippenstoß und fügte hinzu: Sie verstiehn doch, wie ichs meene? Dann erzählte sie die Lebensgeschichte ihrer Kühe, beschrieb deren Tugenden und Laster, berichtete, wies beim letzten Kalben hergegangen sei, und zum Abschiede sagte sie regelmäßig: Gott bezahls och fürs Heefutter und fürs Wasperbrut und für olls, unds übrige werd sich finden. Mit dem übrigen meinte sie die Bezahlung. Wegen deren mußte sich der Christian erst nach dem Marktpreise des Heues erkundigen, was gewöhnlich vierzehn Tage dauerte; dann brachte er das Geld und bewies vor der Herausgabe in einem längern landwirtschaftlichen Vortrage, daß er nicht mehr als 25 Böhmen geben könne. Am zweiten Tage des Neujahrsumgangs nahmen ich und der Kantor bei den Leuten das Mittagsmahl ein. Wir hatten am Schluß unsrer Morgenpromenade ein paar Leute einer Nachbarpfarrei zu besuchen, die ihrem parochus proprius zu weit entfernt wohnten, und da erschien denn der Christian jedesmal in einem dieser Häuser und drängte, wir möchten doch kommen, die Kathrin wär schon „ganz zwippelig“ (ungeduldig). Wenn wir dann beim Mahle saßen: Kindsbrühe mit Reis und Schweinebraten, und den wundervoll geratenen Braten lobten, da war der Christian doppelt stolz auf seine Kathrin, bemerkte aber auch — was wohl ein kleiner Stich aufs Herrenleben der Geistlichen sein sollte: Na ja, wenn mans alle Tage so haben könnte, das wäre wohl schön! Aber ein schrecklicher Hasenfuß war er, der Christian. Er selbst erzählte mir mit unfreiwilligem Humor, mein Vorgänger sei eines Sonntags Nachmittags fortgefahren und habe ihn als Wächter bestellt, damit des Nachbars Jungen nicht in die Pflaumen gingen. Da habe ich mich, berichtete er, mit einem Buche ins Sommerhaus gesetzt und die Thür zugemacht. Und richtig, kaum habe ich mich gesetzt, da steigen die verdammten Jungen über den Zaun und schütteln und sacken sich alle Taschen voll. Aber glauben Sie, daß ich mich gerührt hätte? Nee, ich werd mich hüten und werd mir den Grüttnerbauer zum Feinde machen. Stockstill habe ich da drin gesessen, und erst, als die Jungen fort waren, habe ich mich wieder herausgeschlichen. Desto tapferer war er, wenn es die Ehre seiner „Mutter“ oder die Steuern galt. Einst kam er ganz aufgereggt zu mir. Denken Sie, was mir passiren muß. Kommt in meiner Abwesenheit der Weiblich ins Haus, und die Kathrin fragt ihn, was er will, der aber spricht, das könne er ihr

nicht sagen, er werde mich auffuchen. (Er wollte ihn anpumpen.) Will mir der Mensch etwas sagen, was die Mutter nicht wissen darf! Nein, denken Sie! Der Mutter eine solche Schande anthun! Nur einmal noch habe ich ihn so wild gesehen, als ihn der Schulze über sein Einkommen auszuforschen versucht hatte. Die Leute hatten kein eignes Kind, sondern nur einen angenommenen Sohn, eine ober-schlesische Typhuswaise. Der Mensch war nun beinahe dreißig Jahre alt und diente als Knecht, ohne Aussicht auf Selbstständigkeit. Er hatte seit sieben Jahren eine Braut, ein hübsches, tüchtiges Mädchen, das aber arm war und als Magd diente. Jedes Jahr kamen sie zweimal mit einander zum Abendmahl; sie waren ein stattliches Paar. Säfels wollten von der Braut nichts wissen und waren unglücklich über das Verhältnis. Ihrer Meinung nach sollte der Franz in eine Stelle einheiraten. Denn ihm die eigne Stelle zu übergeben, daran dachten sie nicht, rüstig, wie sie noch waren. Ich werd mich hüten, pflegte Mutter Kathrin zu sagen, dem Sohne zu übergeben und mich ins Ausgedingestübel zu setzen; da hätt ich nichts mehr, und kein Mensch säh mich mehr an. Kann ich aber mit Thalern klappern, „do reecha (reichen) se mer olls, wos ich hoan (haben) wiel (will), zu a Janstern rei.“ Die jungen Leute aber blieben einander unerschütterlich treu. Den Alten konnte man ihre Auffassung und Handlungsweise nicht verargen, die Jungen aber thaten mir leid. Es ist eben so manches, und nicht am wenigsten dieses, im Leben häßlich eingerichtet.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politische und Justizkuriosa. Die Ereignisse des öffentlichen Lebens nehmen immer mehr die Gestalt von Kuriositäten an. Ist es nicht kurios, wenn gerade eine liberale Mehrheit dem Staatsanwalt den Gefallen thut, ihm Abgeordnete auszuliefern, die er wegen Preßvergehen verfolgen will? Aber nicht minder kurios ist es, wenn die Verfolgten, Lueger und Schneider, den Antrag auf Auslieferung nicht mit der Berufung auf die unantastbaren Privilegien der Volksvertretung bekämpfen, sondern mit der Behauptung, auf jüdischen Hochzeiten würden Eier gegessen und mit einem schwarzen Pulver bestreut; „und wissen Sie, was das ist?“ rief Herr Schneider, „Christenblut!“ (Große Heiterkeit.) Die einzigen, die in der wilden Debatte sagten, was in diesem Falle gesagt werden mußte, waren Bernerstorffer und Kronawetter, wie denn diese beiden Demokraten überhaupt die einzigen sind, die in dem griechischen Tempel an der Ringstraße die